



«ICH BIN BLIND. SO SEHE ICH DIE MUSIK...»

Musik nehmen Sehende und Blinde mit den Ohren auf. Doch wie erlernt man als blinder Organist neue Stücke, ohne den Notentext lesen zu können?

Nicht so schwierig ist es, so stelle ich mir vor, blind einen Chor zu begleiten.

Das tue ich ja auch als sehende Organistin, wenn der Dirigent im toten Winkel steht: Die Stimmung, das Atmen, die Erfahrung, Bewegungen – die Musik funktioniert primär übers Hören, nicht übers Sehen. Ich habe mit Benjamin Blatter, einem jungen blinden Organisten aus Zürich, ein Gespräch geführt, um zu hören und zu verstehen, wie das in der Praxis für ihn aussieht.

von Verena Friedrich

Benjamin Blatter wurde in Indien geboren und im Alter von vier Jahren in der Schweiz adoptiert. Bereits im Kleinkindalter war er als Folge einer Krankheit erblindet. Er wuchs in Zürich-Wollishofen mit sechs Adoptivgeschwistern als Sohn des Sigristen der reformierten Kirchgemeinde auf. Im Kindergartenalter begann Benjamin bei Georg Butsch nach Gehör Klavier zu spielen. Später, im Alter von elf Jahren, erlernte er die Notenschrift und erhielt seinen ersten Unterricht an der Kirchenorgel, zunächst bei Vera Geissberger, dann bei Bernhard

Billeter, Rudolf Scheidegger und Andreas Jost. An der Zürcher Hochschule der Künste studierte Blatter Orgel (Lehrdiplom und Konzertdiplom) sowie Klavier (Lehrdiplom). Anstelle gewisser Fächer wie etwa Blattlesen oder Basso continuo, die ihm als Blinder selbstredend nicht möglich sind, belegte er Nebenfächer wie Jazz-Improvisation, Solo-Gesang und Dirigieren. Daneben bildete er sich in den Bereichen «Composing & Arranging» weiter. Benjamin Blatter ist Organist an der reformierten Kirche Wollishofen, wo er auch das Wollli-Chörli leitet. Seit rund einem Jahr dirigiert er zudem den Frauenchor an seinem Wohnort Gossau

ZH, und alle zwei Wochen singt er mit Seniorinnen und Senioren des Altersheims Avenir in Zürich. Benjamin Blatter erzählt, dass er als sehbehinderter Kind einer Grossfamilie eine weitgehend normale Kindheit erleben durfte. Er hat genauso Schwimmen gelernt und war auf dem Spielplatz oder im Technorama wie andere Gleichaltrige auch. Sogar Velofahren habe er gelernt, und zwar nicht hinten auf dem Tandem, sondern allein auf dem «geschützten» Pausenplatz der Blindenschule in Altstetten. «Da ich ein wenig Hell und Dunkel unterscheiden kann, bin ich auch nie in der Hauswand gelandet», erzählt er lachend. Die Oberstufe und später das Gymnasium hat er integriert in der Regelklasse absolviert, unterstützt durch eine Lehrperson, die ihm das Unterrichtsmaterial oder Prüfungen in der Brailleschrift aufbereitet hat. Unter sehenden Gleichaltrigen habe er sich zwar schon wohlfühlt, die Kollegen seien immer ehrlich zu ihm gewesen, aber die Pausen seien trotzdem oft einsame Zeiten gewesen, erzählt er rückblickend und ohne Groll. Das führe er aber nicht unbedingt auf seine Sehbehinderung zurück, sondern vielmehr auch auf die Tatsache, dass er als teilintegrierter Schüler oft abwesend gewesen sei. Er sei sehr dankbar für das grosse Vertrauen, das er während der Schulzeit erfahren habe, wenn er etwa eine anstehende Prüfung bereits drei Tage eher auf einer Diskette hatte, diese dann aber bis zur Prüfung selber nicht angerührt habe. Im Studium musste er eher mit Einschränkungen kämpfen: Man denke nur an die ganzen Notenberge, durch die man sich während eines Studiums durchspielt. «Gewisses funktioniert eben nicht, wenn man nichts sieht. Das wird auch nicht besser, wenn man sich selbst bemitleidet. Ich brauche viel, viel länger, um ein Werk einzustudieren», erzählt Blatter, «obwohl ich ein sehr geübter und schneller Notenleser bin. Daher ist mein Repertoire wie bei den meisten blinden Musikerinnen und Musikern leider vergleichsweise schmal. Für eine Abdankung, die in zwei Tagen stattfinden wird, ein Wunschstück zu lernen, ist kaum möglich. Ich lerne ein Stück, indem ich in der Braille-Notenschrift abschnittsweise zuerst mit der linken Hand die Stimme der rechten Hand lese und gleichzeitig mit der rechten Hand spiele, dann umgekehrt, ebenso im Pedal. So lerne ich es zuerst getrennt auswendig und muss dann die einzelnen Bausteine zusammensetzen. Danach muss ich mich genauso um die technischen Schwierigkeiten und die musikalische Gestaltung kümmern – nur eben auswendig. Da dies eine sehr hohe Konzentration verlangt, kann

ich in der Erlernphase eines neuen Werkes höchstens anderthalb Stunden am Stück üben. Fatal wirken sich schnell Lesefehler aus. So ist es mir etwa im «Pièce héroïque» von César Franck passiert, dass ich beim Einstudieren den Tonartenwechsel von h-Moll zu H-Dur nicht mitbekommen und stattdessen fünf Takte Pause eingebaut hatte: Das Zeichen in der Braille-Schrift für «Pause» unterscheidet sich nur um einen Punkt von «Kreuz». So habe ich zunächst den gesamten Teil in Moll statt in Dur geübt, dafür mit einer langen Pause zu Beginn.» Es komme aber immer darauf an, ob es sich um klassische Musik oder um Pop, Jazz oder Ähnliches handle: Für Unterhaltungsmusik brauche er keine Noten, das lerne er ausschliesslich übers Gehör und sei vermutlich mindestens gleich schnell wie die meisten sehenden Kolleginnen und Kollegen. Eigenartigerweise bereiten ihm stark chromatische Stücke wie etwa die B-A-C-H Fuge von Max Reger keine lesetechnischen Schwierigkeiten. Noten können blinde Musiker in der Schweizerischen Blindenbibliothek Zürich anfordern, wo gegebenenfalls nicht Vorrätiges weltweit aufgetrieben oder in Handarbeit massgeschneiderte Ausgaben des Gewünschten erstellt wird. Das dauert dann aber eben seine Zeit. Inzwischen gibt es auch Scan-Programme, die mit Umweg über das Music-XML-Format zwischen der Braille-Notenschrift und einer gängigen Notationsschrift wie Finale oder Sibelius hin- und herübersetzen. Das funktioniert aber je nach Vorlage mal besser oder mal schlechter. Hilfreich ist die Arbeit mit Aufnahmen oder Midifiles, wo er Stimmen einzeln und verstärkt herausfiltern kann. Ein Musikwerk wird in der Brailleschrift nicht als Ganzes notiert, sondern stimmweise in kleinen Abschnitten.

Gemeinsam schauen wir in den ersten Band in der Braille-Schrift des Kirchengesangbuches. Das ist weitgehend die gleiche Ausgabe wie die Schwarzschriftausgabe, die in Punkschrift auf A4-grossem etwas dickerem Papier, das doppelseitig – allein schon das ist verwirrend – geprägt ist. Das RG umfasst neun dicke Bundesordner. Alle Lieder sind der Einfachheit halber nur einstimmig abgedruckt: zuerst der gesamte Text und dann die Melodie. Ergänzend dazu gibt es den mehrstimmigen Orgelbegleitband in der Braille-Schrift. Benjamin Blatter hat auch eine elektronische Fassung des Punkschrift-RGs. «In der Praxis mache ich das so, dass ich mir die Lieder in der Braille-Schrift in den Gottesdienstablauf kopiere. Ich bin früher ein paar Mal auf die Nase gefallen, weil ich das falsche Lied erwischte oder Wiederholungen vergessen habe. So kann ich

jeweils noch kurz spicken oder, wenn ich mir nicht ganz sicher bin, mit der linken Hand die Melodie in der Braille-Schrift lesen und gleichzeitig mit der rechten Hand und Pedal einen mehrstimmigen Satz spielen.» Das klingt in meinen Ohren abenteuerlich, aber vermutlich ist das in diesem Bereich auch nicht anders als anderswo: Übung macht den Meister! Verschmitzt fügt Blatter hinzu, dass es ja wohl nichts Einfacheres gebe als die Braille-Notenschrift: sechs Punkte. Fertig! Alle zusätzlichen Informationen werden getrennt gegeben. Das müsse ja irrsinnig schwierig sein, die Notenschrift der Sehenden mit ihren fünf Linien und Punkten und Fähnchen und Balken zu überblicken. Still denke ich für mich, dass chinesische Kinder ja auch problemlos die chinesischen Schriftzeichen lesen können, da sie gar nichts anderes kennen. So ähnlich muss das wohl auch mit der Braille-Notenschrift sein. Womit man aufgewachsen ist, das ist vertraut.

Benjamin Blatter spielt meist an «seiner» Orgel in der reformierten Kirche Wollishofen. Das Konzertdiplom hat er an der Grossmünsterorgel gespielt, wo er alles alleine einregistriert hat. Natürlich komme es vor, dass er sich an einer andern Orgel auf die Schnelle zurechtfinden müsse. Mir scheint es schon schwierig genug, aber nicht unmöglich, sich blind an «seinem» Instrument zurechtzufinden. Aber die Klaviatur heisst aus gutem Grund Tastatur, und für Abstände entwickelt sich mit der Zeit ein körperliches Gedächtnis. Man weiss auch mit der Zeit, wo man hingreifen muss, um beispielsweise den Prinzipal 8' hinzuzuziehen. Doch wie orientiert man sich als Nicht-Sehender an einer unbekannten Orgel kurz vor Gottesdienstbeginn? «Ich muss halt alles ausprobieren und mir auf die Schnelle merken, was wie zusammenklingt, was passt, und wo was ist. Einfacher ist es, wenn ein Setzer vorhanden ist, den ich gut erspüren kann. Schwierig wird es bei modernen Registerzügen, bei denen ich nicht taktil wahrnehmen kann, ob sie ein- oder ausgeschaltet sind. Diese leuchten, bleiben aber in der gleichen Position. Das ist dann fast nicht machbar, da ich mich dann einzig auf die geringen Temperaturunterschiede der ein- bzw. ausgeschalteten Leuchtdioden verlassen kann. Am einfachsten ist es natürlich mit einer Setzeranlage: Bereits einige Kombinationen am Spieltisch erleichtern mir die Praxis sehr. Es macht mir Spass, Instrumente auszuprobieren, da ich allgemein ein technisch interessierter Mensch bin und wissen möchte, wie etwas funktioniert.»

Benjamin Blatter ist auch als Chorleiter tätig. Das stelle ich mir ja noch einmal anders, schwieriger,

vor. Doch wie eingangs erwähnt, scheint das kein grosses Hindernis zu sein. Ein Chor sitze ja immer etwa gleich, und so könne er sich akustisch gut orientieren. Wenn er ein Stück gelernt habe, dann könne er alle Stimmen auswendig und zeige alles genau an, oft halt auch mit dem Kopf, da er eine Hand vielfach zum Notenlesen brauche. Mehr Zeit brauche er hingegen in der Vorbereitung: Wenn es ein gedrucktes Werk sei, müsse er sich die Noten vorher in der Braille-Schrift beschaffen oder selber herstellen. In der Chorprobe hat er anstelle der gedruckten Notenpartituren seinen Blindenschriftcomputer, von dem er alles ablesen könne. Mit einer Hand lese er den Text, und mit der anderen Hand begleite er am Klavier oder dirigiere. «Ich begleite und leite meinen Chor in der Regel selber. Ich komme vom Klavier, und man kann nicht beides perfekt machen. Das scheint mir unmöglich: eine schöne farbige Begleitung und dann noch gleichzeitig alle Einsätze geben sowie die ganze Gestaltung angeben? Ich probiere, mein Bestes zu geben, und manchmal gelingt halt das eine oder das andere besser.» Für seine Chöre erstelle er in der Regel selber Arrangements, da es für ihn einfacher sei, einen Satz selber zu komponieren und mithilfe eines Notensatzprogrammes sowohl in der Punkt- als auch in der Schwarznottenschrift zu notieren als sich einen Chorsatz zu beschaffen und diesen dann auswendig zu lernen. Früher habe er mit geprägten Braille-Papiernoten gearbeitet. Aber seit ein paar Jahren hat er nun einen Blindenschriftcomputer in der Grösse eines kleineren Notebooks, der ihn überallhin begleitet, und ohne den er sich seinen Alltag nur noch schwerlich vorstellen kann.

Abschliessend frage ich Benjamin, worüber er sich denn als blinder Musiker unter sehenden Kollegen am meisten freut oder ärgert. «Ich bin ein positiver Mensch und hadere nicht mit meinem Schicksal. Ich weiss um meine Einschränkungen, die ich aber nicht als solche erlebe. Wenn ich etwas gelernt habe, dann kann ich es. Der Weg dahin ist wieder etwas anderes. Gewisse Dinge gehen nicht, dafür kann ich vielleicht andere Sachen besser als sehende Kolleginnen und Kollegen. Schön wäre es zwar schon, einfach mal spontan mit jemandem Kammermusik machen zu können, etwas auf die Schnelle vom Blatt zu spielen oder die Continuo-Stimme in einem Orchester spielen zu können. Aber darüber hinaus habe ich keine Einschränkungen. Mit der Musik kann ich mich auf der ganzen Welt verständigen; sie ist grenzüberschreitend und verbindend. Das ist doch das Schöne, oder?» ■